

Die Gefangenen haben das Recht, völlig un- gebundener Korrespondenz. Sie sind fer- ner berechtigt, täglich während der Besuchszeit unge- bindert Besuch zu empfangen.

Die Gefangenen haben das unangeführte Recht, zum Bezug und zum Lesen politischer Zei- tungen, Zeitschriften, Broschüren und Bücher. Die Gefangenenbibliothek müssen von der voll- ständigen und religiösen Literatur ge- säubert werden. Dafür sind literarisch und wissen- schaftlich wertvolle Bücher in größerem Umfange berei- zustellen. Dunkelzelle und Einzelhaft dürfen nicht als Strafe verhängt werden. Gefängnisarbeit sind auch für Unterbringungsgefangnisse einzuführen. Alle Gefangenen sind nach Wunsch und Fähig- keit unter Ausbildung aller unproduktiven Tätig- keit zu beschäftigen. Jede Beschäftigung ist mit Rücksicht auf höhere produktive Tätigkeit auszuwählen. Bei dem Eintritt in eine Strafanstalt und bei der Entlassung ist der Grad der Erwerbsfähigkeit jedes Gefangenen festzustellen und zu befestigen. Für Er- haltung der vollen Erwerbsfähigkeit ist unbedingt Sorge zu tragen. Löhne und Arbeitsbedingungen sind nach den örtlichen Verhältnissen festzusetzen. Die Arbeits- zeit darf acht Stunden für Erwachsene und sechs Stun- den für Jugendliche nicht überschreiten. Die Arbeits- räume müssen hygienisch und technisch einwandfrei sein. Nahrungsmittel müssen sie den gewerblich-technischen Vor- schriften genügen. Den örtlichen Gewerkschafts- kontrollen steht das unbeschränkte Kon- trollrecht zu. Überprüfungen aus dem Arbeitsbetrieb sind den Gefangenen voll auszuführen.

Der „Vorbund Frau.“ schreibt dazu: „Uns scheint dieser Antrag noch einige Fragen aufzuwerfen: Einmal stellt der Antrag, obwohl der Fall, zum gewöhnlichen Exekutivamt mit Wenden- den, wie der ausgiebige Erholungsurlaub, zu welchem nach Wunsch Freizeitarbeit in die größeren Anstalten zur Verfügung gestellt werden müssen. Ferner sind, damit die genannten Gefängnis- gesellen nicht einschließen, allmählich keine Ge- sellschaftsbetriebe für jeden Gefangenen festzusetzen; die Zahl der Gefangenen ist dem Personalstand freizustellen. Für entsprechend bedarf angeordnete Räume, ein nettes, kleines Essen von nicht unter vier Gängen und die notwendigen Getränke hat die Gefängnisverwaltung Sorge zu tragen, ebenso für das sanitätsmäßig am nächsten Morgen.“

Am 17. März haben wir den Herren Antragstellern empfohlen, sich über vorläufige Gefängnisver- hältnisse im Verhältnis der Kommunisten, in So- zialisten, zu erkundigen; sie sind in so zahl- reichen Büchern und Schriften abgebildet, daß sich wohl ein näheres Einsehen darauf ergibt.“

Nachrichten vom Tage.

Bedenken gegen die Eisenbahnpläne der Groß-Industrie.

Redaktionen des Reichskabinetts. Montag nachmittag 8 Uhr ist das Kabinett zusam- mengetreten, um ein Referat des Reichsanwalts Dr. Dietrich entgegenzunehmen. In diesem Referat hat sich Dr. Dietrich einmal mit der Möglichkeit der Re- parationsabläufe beschäftigt, wobei er in erster Linie die Frage des Zahlungsstermins be- handelt, und weiter mit dem von der Industrie gemachten Kreditangebot. Hinsichtlich des ersten Punktes dreht sich die Beratungen vornehmlich dar- um, ob der 15. Januar als Zahlungsstermin ein- gehalten werden kann, und eingehalten werden muß. Mit dem Kreditangebot hat sich das Kabinett bisher noch nicht beschäftigt. Allerdings haben zu seiner Ori- entierung Versorger-Beratungen stattgefunden. Einen entscheidenden Beschluß hat das Kabinett noch nicht gefaßt, doch scheint in Regierungskreisen im allgemeinen die Auffassung vorzuherrschen, daß die Industrie- Vorschläge wenigstens in der vorliegenden Form nicht annehmbar sind, namentlich was

die geforderte Entstaatlichung der Eisenbahnen betrifft. Damit ist noch nicht gesagt, daß die Rege- rung das Angebot kurzer Hand zurückweist, und so- mit jede Möglichkeit über den Inhalt des Angebots weiter zu diskutieren unterbindet. In Regierungskrei- sen wird der Gedanke erweckt, ob man nicht versuchen soll, eine Verhandlungsgrundlage zu schaffen, die es ermöglicht, schließlich eine Verständigung mit der Industrie herbeizuführen. Jedenfalls ver- schiebt man sich nicht der Ansicht, daß sich einem glatt abzulehnenden Nein wirtschaftliche und politische Bedenken entgegenstellen dürften.

Der Deutsche Beamtenbund gegen die Entstaatlichung der Eisenbahnen.

Der Deutsche Beamtenbund teilt mit: Der Deutsche Beamtenbund hat sich mit den Forderungen des Reichs- verbandes der Deutschen Industrie beschäftigt und wendet sich mit aller Entschiedenheit gegen den Versuch, die Not des Reiches auszunutzen, um die Reichseisenbah- nen und übrigen Reichsbetriebe, den wertvollsten Besitz des deutschen Volkes, in Privatband zu bringen. Die Kreditaktion die ursprünglich als patriotische Großtat ausgedacht wurde, soll nunmehr zur Stär- kung einzelner politischer Macht benutzt werden. Die Sanierung der Eisenbahnen, die nötig ist, kann ohne Auslieferung der Reichseisenbahnen in die Hand des privaten Großkapitals bei Durchführung wirtschaft- licher Grundsätze erreicht werden. Mit der Eisen- bahnenentstaatlichung sind auch alle anderen im Deutschen Beamtenbund organisierten Beamten darüber ein- klärt, daß diese Selbsttätigkeiten mit dem allgemeinen Wohl unvereinbar verfahren der Industrie mit allen Mit- teln abgewehrt werden müssen.

Die Gefährdung der „Deutschen Werke“.

Die Vertreter des Betriebsrates des Werkes Spandau der Deutschen Werke A.G., unter Führung des Vor- s. Dr. Beck verhandelt im Auftrag der Arbeiter- schaft mit General Kollet. Bei der Besprechung war auch General Vinabam zugegen. In mehrschü- digen Redebewegungen begründete der Vorsitzende des Betriebsrates die Forderung der Arbeitnehmer, die auf die Zurückzahlung der seit September gegen die „Deutschen Werke“ erlassenen Noten abzielt. Die Vertreter der Arbeiterschaft ließen keinen Zweifel dar- über, daß diese auf der Erfüllung der Forderung be- stehen würde. General Kollet verbat, die von den Arbeitnehmervertretern gegen die Ententnahmen vorgebrachten Gründe der Volkstageskonferenz zu über- mitteln, da er die Gründe für die Aufhebung der Noten durchaus würdige. Die Arbeitnehmer machten ihre weitere Haltung davon abhängig, ob die baldige Währungsreform durch die Volkstageskonferenz erfolge.

Die Not-Sagung der deutschen Städte.

Im großen Sitzungssaal des Reichstages war am letzten Freitag, der deutsche Städte- und Reichstagsstädte und zu einer gemeinsamen Kundgebung an die Reichsregierung den Reichs- rat und Reichstag zusammen. Zu der Tagung waren die Reichs- und preussische Regierungen, die Parla- mente und die städtischen Körperschaften von Berlin eingeladen. Oberbürgermeister Böhm-Berlin er- öffnete das Referat. Anschließend wurde folgende Entschiedenheit einstimmig angenommen: „Die deutschen Städte sind völlig außer Stande, mit ihren gegenwärtigen finanziellen Möglichkeiten die Mehrkosten aufzubringen, die ihnen durch die Erhöhung der Beamten- und Anstelltenbesoldung und der Ar- beiterlöhne auferlegt werden. Es fehlen ihnen sogar die Mittel für die ersten unaufschiebbaren Ausgaben. Zur Ermöglichung der erforderlichen Zahlungen fordern die Städte die sofortige allge- meine und laufende Heberhebung von Vorschüssen zur Deckung der Rationierung nach der

Bedürftigkeit. Vor allem erwarten die deutschen Städte von der Reichsregierung, dem Reichsrat und dem Reichstag die vorbehaltlose Bewilligung der benötigten Deckung für die neuen Ausgaben. Damit verbinden sie im Interesse der Haltung und Stärkung ihrer Selbstverwaltung, das Bedenken, daß nun endlich ihnen die erfor- derliche finanzielle Grundlage zur Erfül- lung ihrer dringlichsten Aufgaben geschaffen werde. Sie erblicken die einzig mögliche Lösung darin, daß ihnen ihre noch vorhandenen Ein- künfte völlig gesichert und durch planvolle Aufteilung aller öffentlichen Einnahmequellen zwischen Reich, Länder und Gemeinden ergänzt werden.“

Ein Protest, daß die Regelung der Beam- tenbesoldung ohne Mitwirkung der Gemein- den zustande gekommen sei, wurde eben- falls angenommen. In seinem Schlußwort führt Oberbürgermeister Dr. Böhm aus: Unsere Tagung hat der Reichsregierung unabweisend vor Augen geführt, wie in allen Städten die Not aufs Höchste gestiegen ist.

Leid umhüllungen Trübsen.

Man schlägt erst einige Nachschlagebücher auf, ehe man es wagt, die Hölle aus einer offiziellen russischen Ausgabe in einen höheren Begriff umzuwandeln. Die Moskauer Regierung hat nämlich zur Bekämpfung der schauerlichen Hungersnot mehr als eine Trillion Rubel ausgeben. Wir sind zwar daran gewöhnt, worden, daß die Hölle über unsere Häupter fliegen wie die Wölfe. Eine Milliarde ist für uns etwas alltägliches geworden, und sogar mit einer Billion hat man sich faszinieren lassen müssen, als die deutschen Reparationen besetzt werden sollten. Aber mit der Trillion haben sich bisher nur zünftige Gelehrten der Mathematik und der Astronomie befaßt. Sittsamäßig dargestellt ist sie eine 1 mit 18 Nullen, also

1 000 000 000 000 000 000 wie man sieht: eine wahre Sechsbilge von Affen. Wenn wir eine Milliarde tausendmal nehmen, sind wir erst bei der Billion und diese muß man wieder mit einer Billion multiplizieren, um eine Trillion zu erhalten. Versuchen wir es nun, diese Summe in unterem G. B. auszudrücken, und nehmen wir den Wert eines Sowjetrubels bloß mit den tausendsten Teil eines Pfennigs an, so bleiben noch immer 13 Nullen übrig, also 10000 Milliarden Mark. Die Sowjets haben den Kampf gegen die Krisis des Geldes trotz aller Anstrengungen verloren. Sie haben es auf das äußerste entwertet, lächerlich ge- macht, haben es aufgelöst, wie man Salz auflöst, aber sie haben es aus den Gehirnen und dem Ver- stand der Menschen leider doch nicht herausbringen können. Es ging einfach nicht, Arbeit gegen Be- dürfnisse einzutauschen und den Idealstaat ohne Nam- mon zu schaffen. Das praktische Geld hat aber die Idee seiner Abschaffung gekostet.

Morgenrot im slawischen Osten.

Rubini gilt uns heute als der Vulkan, dessen bolschewistische Lavamassen Europa zu überfluten drohen. Ob aber nicht auch warmes Leben unten in der russischen Seele schlummert und die Zeit kommt, da goldene Trauben aus dem vulkanischen Boden wachsen? Zwar hatte die Revolution einen religions- feindlichen Zug: zwar sucht auch jetzt noch die Sowjetregierung durch weltanschauliche Unter- nehmungen ihre Zukunft auf der Grundlage einer atheistischen Weltanschauung zu sichern. Trotzdem hat gerade die Umwälzung vielfach neues religiöses Leben gewirkt. Die russische (griechisch-katholische) Kirche, früher wenig mehr als eine Staatsanstalt, ist mit einem Schläge vom Staate getrennt wor-

den. Eine Entscheidungsfunde ist für sie ange- brochen. Sobald die Ruhe wiederhergestellt ist, wird es sich darum handeln, ob mit der alten Abhängigkeit vom Staat auch die „Arbeitsfähigkeit“ preisgegeben wird oder ob das übernommene Erbgut durch Anschlag an die Weltkirche neues Leben empfangt. Die Entscheidung fällt nicht in einem Jahr, sie kann nur zeilen in unverdrossener Mitarbeit mit dem Valten der Gnade.

Gerade gebildete Kreise Rußlands sind von einer starken religiösen Bewegung erfaßt. Das Ansehen des Geistlichen steigt, haupt sächlich weil er kein Staatsbeamter mehr ist. In Stadt und Land wetteifern Intellektuelle und einfache Leute, den Geistlichen die ihnen von den Bolschewisten aufgetragene Arbeit abzunehmen und für sie z. B. die Strafreinigung vorzunehmen. Ein Anhaltender Bericht über die Geistlichkeit nach der Revolution: „Der neue Pope unterscheidet sich wesentlich vom früheren. Der junge Pope will eine unabhängige Kirche; von aller Politik hat er sich fern. Durch und durch Demokrat, ist er trotzdem ein entschlo- dener Gegner der Sowjet.“ Immer zahlreicher werden die Kommunisten, die sich der kirchlichen Erziehung unterziehen, zu den Sakramenten gehen und ihre Kinder taufen lassen. Ausländische Roma- nisten berichten, wie auch unter den Arbeitern der religiöse Sinn wieder erwacht. In verschiedenen Fabriken wurden Heiligenbilder aufgestellt, so in der großen Porzellanfabrik in Petrograd.

Jeuniss für das religiöse Erwachen ist auch die diesjährige Auferstehungsfeier. In den drei früheren Revolutionsjahren hatten die Bolschewisten jede Feierlichkeit am Auferstehungstage unterbun- den; still, traurig und kühler schlich das Volk da- hin am hohen Fest, trauernd wie wirklich „Auf- stehung“. In Moskau klang es wie ein Jubelruf: „Christi ist erstanden! Mit unerhöhter Pracht ent- füllten sich die Kirchen in den Straßen. Vom Kramel liegen die weißberühmten Wägen; die hohe Kunde weilt ins Land hinsturmen; und leise klang es mit von der Auferstehungshoffnung des tiefgeleideten Volkes.“

Man begreift deshalb die Stimmung des Mos- kauer Parteiaususses in einer Sitzung Mitte Juni 1921. Gegenstand der Beratung war die antireligiöse Propaganda. Der erste Redner be- tonnte, die bisherige Wertlosigkeit sei zu „system- los“ gewesen; besonders müsse man beharren, daß die „religiöse Propaganda“ in den Massen noch sehr stark sei, selbst in den Reihen der Kommu- nisten. Zur Bekämpfung der „religiösen Propaganda“ wurde beschlossen, besonders antireligiöse Werbe- redner auszubilden, die es verstünden, sich ihren Zuhörern anzupassen. Die Sorge der Gotteskinder zeigt vom Wiederaufwachen des christlichen Sinnes im russischen Volke.

Eine mächtige religiöse Welle flutet namentlich über Südrussland. Eigentümlich ist ihr ein starker Zug nach Rom hin. Durch die ganze Ukraine geht der Ruf nach einer Trennung von Moskau. Mancher- orts hat man den schismatischen Geistlichen ge- wungen, das Gebet für den Patriarchen von Moskau aufzugeben. Das Volk betrachtet die Union mit Rom als notwendige Voraussetzung einer völkischen und politischen Selbständigkeit.

Vor kurzem wurde nach Cherson eine Kirchen- versammlung berufen. Sie sollte die Bildung einer ukrainischen Nationalkirche beschließen. Statt dessen hatte man sich schon nach zweitägiger Beratung über folgende Punkte geeinigt: Unabhängigkeit der ukrainischen Kirche von Rußland; Anerkennung der päpstlichen Autorität; die Übertragung der situ- ationalen Bücher ins Ukrainische; die untersten Pflichten übertragen und die Wünsche dieser Kirche für die Reform der ukrainischen Kirche erbeten werden. Ferner beschloß man Ghorlam gegen den katholischen Metropoliten von Lemberg, Erzbischof Gyp'yck. Dieser weltbildende, seelen- erfrische Oberhirt, der die größte mit Rom vereinigte

Diese des russ- jahrestelung f- unermüßlich lä- Welt für den G- Schon vorh- in Georgien i- Patriarchen ber- vom Patriarch- ders ehersucht- gerichtet. Ein d- so günstigen Ver- lische Ord- gien bestimmte.

So öffnet sich- Prides, nament- der katholische- liches Arbe- nehmen an erste- Bewegung zu fö- zu leiten. Es ste- gestaltung der- deutschen Ausma- dänne-völlerten- und Nord noch- Südrusslands un- gebiet von Hun- ein neues Him- urter ihnen und- berufen, den sta- den Weg zur M-

Man hat dem- Missionsgebiete- leicht hat es die- unsere Aufmerk- hinzulenken, über- Zukunft heraufz-

Die christl. Ge-

Aus christliche- Das Zentralbl- veröffentlicht in- Gewerkschaften in- der Bild einer so- wicklung und- Tätigkeit im Jah- des. Eingangs- bisherige Gesells- zum großen Teil- ples um die Beh- organisatorischen- seien jedoch mit G- könne die ganze S- eingeleitet werden.

eingehend mit d- weagung in der W- in Offen. Noch e- handlungen stige- weit die gelosten- gefunden haben.

lung der Preisb- Profitgier und W- gelehrt wird danu- ariff, wie er heute- dighat das Ich in- dlich das Eigentum als- welches seinen Besi- die dem notleidend- ausble.

Ein weiterer M-

mit der Mitglieder- reichen Material ge- Mitgliederzahl- sich von 888283 a- von 218500, gleich- wirtsberwegung f- Es steigerten ihre

„Ich fürchte, d- dem feinerzogenen- Manikern, zuwenden- betrübt. „Ich traue- Sie mit ihm glück- entschließen soll en- Sie Ihre Hand un- mer Sie gehen mä- len Sie. Sollte aber- über Sie kommen u- lassen Sie mich ru- und wenn die halt- werde kommen. W- Sie einen treuen r- haben, Sie mich r-

„Ich verpsehe- Sie gingen zufam- erpofes, wo Dora d- ins Haus zu komm- „Heute nicht.“ la- zwingend. „Ich wil- kann, Sie mit ihm- wohl, Dora!“

Er drückte ihr d- aufs Pferd und spre- von, woher er gefom- „Da geht einer- welche ich je kenne- Ich selbst, als sie ih- früher gesprochen!“

Sie ging ins H- dann trat sie ins G- überfiel sie und ein- Wangen, als bei i- vom Sofa erhob u- beugung begrütete.

„Mr. Warner!“- raschung!“

„Eine angenehme- widerung. „Ich bege- Wege nach Horsham- Ihnen Gesellschaft le- hit. Ich bin erfreut, allein für mich zu b- Bestehen. Sie einm- getn zu leben und luf- mit denn das Glück h- Er lächelte und f-

Getrennt und verstoßen.

Roman von Ed. Wagner.

6. Kapitel.

Die beiden Nebenbuhler. Als Dora Chesson auf dem Rückwege von dem Gasthause nach dem Meierhose ihren Namen rufen hörte, blieb sie stehen und schaute sich um. „Guten Morgen, Miß Dora!“ rief der Reiter. „Ein herrlicher Morgen zum Spazierengehen.“ „Ah es ist der junge Squire“, sagte Dora, in- dem sich ihr Gesicht aufhellte. „Ja, bitte um Ent- schuldigung, daß ich Sie in der allgemeinen Weise mit „junger Squire“ anrede.“ „Roel ist gebräuchlicher“, bemerkte der Reiter lächelnd. „Daraß ich Ihnen meine Gesellschaft an- biete, Miß Dora? Ich war gerade auf dem Wege nach dem Meierhof, als ich so glücklich war, Sie einzuholen.“

Ohne die Erlaubnis abzuwarten — vielleicht las er sie aus ihren freundlichen Augen — stieg der junge Mann vom Pferde und ging langsam an ihrer Seite weiter, sein Pferd führend. Es war Roel Weir, welcher die Besingung Weir- hall und ein hübsches Vermögen dazu geerbt hatte. Er war vierundzwanzig Jahre alt, von jugendlicher Kraft und männlicher Schönheit.

„Mein Vater ist nicht zu Hause“, sagte Dora freundlich, ihre eigene Person in den Hintergrund legend. „Er ging in Gesellschaft nach Horsham und ich erwarte ihn vor Abend nicht zurück.“ „Ich beabsichtige nicht, ihn heute zu sprechen“, verlegte der junge Mann erwidert. „Ich wollte Sie besuchen, Dora — Miß Chesson.“

Sein Ernst verwirrte Dora, sie erriet den Zweck seines Besuchs und kam zu der Überzeugung, daß derselbe ein vergeblicher war. Sie wurde still und überlegte, wie sie einem etwaigen Geständnis vor- beugen könne.

Der junge Squire trat näher an sie heran und blickte in ihr geerdetes Gesicht. Er beschloß, ihr so- gleich sein Herz zu erklären. „Dora“, flüsterle er mit zitternder Stimme, „Dora, können Sie erlauben, was ich Ihnen zu se- gen habe? Wissen Sie weshalb ich so oft im Meier- hof eintrah, seitdem ich von Oxford zurückkehrt

bischof und hochverdiente Kanzler des Deutschen Rei- ches Wilhelm von Heinsberg (1167—1191), dem Sohn u. a. die Stadtmünzen verlor, dann Dietrich von Heinsberg (1209—1216) geistlicher Erzbischof von Köln, und der genannte Bistum Friedrich von Köln. Nach allem, was von ihm berichtet ist, war er ein Mann von großen Geistesgaben und seltenem Talent. Im Alter von 23 Jahren zum Bischof gewählt, hatte der junge Kardinalfürst sowohl als Landesherzog als als Bischof Aufgaben zu lösen, deren Last seine jungen Schultern fast erdrückten. Parteihader und gewalttätiges De- mogogentum im Innern seiner Lande, das selbst bis zu Anschlägen auf sein Leben ausartete, unversöhn- liche Streitigkeiten mit Kardinalnationen erforderten eine nicht gewöhnliche Energie, politische Klugheit und weise Mäßigkeit, die er in reichem Maße zu ent- wickeln verstand; daneben die Ordnung in den Bistümern war die Sorge. Eine seiner ersten Regierungs- maßnahmen setzte ihn als sozialen Schwärmer der Rechte und Freiheiten der Bistümer. Ein Kontroll- gericht aus 22 Mitgliefern der Bistümer, bei dem man Klagen gegen Annahmen der Bistümlichen Beamten anbringen konnte, das seine Vorstände abwechsel- terten, rief er, wenn auch in abgeänderter Zusammen- setzung, wieder ins Leben. Arzogeistlichen Bewilligungen absah, mußte er, als Bistüm wider Willen in den sogenannten Kammerden Reize gegen den mächtigen Herzog Wilhelm von Burgund Hinringezogen wurde, sich zwar dem überstarken Geizner beugen, verstand es aber in der ährtigen Zeit seiner Bistümlichen Regie- rung, sein Land vor freierwilligen Erbschaftungen zu bewahren. Für des Volkes Ziele bewies er sich als Reichthümer und ergriffte sich großer Beliebtheit in der Bevölkerung. Selbst ein Freund heitlichen Lebens- genusses, ahnte und verhoffte er dem Volke öffent- liche Belustigungen und Feste, bei denen er aber einen Glanz und eine Pracht entfaltete, die an Uebereit- dung grenzte. Nicht einmal, sondern wiederholt lesen wir, daß er bei derartigen Veranstaltungen Spring- brunnen neu errichten ließ; die, wie Jahrhunderte spä- ter Goethe ein gleiches von den Aristokraten bei der Krönung Karls II. in Konstantin zu berichten weiß anhat das Volkes Not und Mangel in Irren- belten; um sich bereitere es große Freude immer wieder neuen Wein nachzulassen. Manches läßt sich hier freilich aus dem Geiste der Zeit und aus seiner übertriebenen Stellung als geistlicher und weltlicher Fürst erklären, aber nicht zuletzt brütet sich in diesen Doga

Theatergemeinde Heinsberg.

„Das Glück im Winkel“ von G. Sudermann.

Seinen Tüchler hat die Literaturgeschichte so schieb- lich behandelt wie Sudermann — und das mit Recht. Und derselbe Tüchler hat die größten äußeren Erfolge beim Theater gehabt, wie sein Dramatiker war ihm. Die Auführungsjahre seiner einzelnen Stücke erreicht eine in der Geschichte des Schauspielers früher nicht gekannte Höhe. Die meisten seiner Dramen, ebenso wie die meisten seiner Romane muß man schon zur Literaturliteratur rechnen. Es ist schade um den Tüchler, dem vermissen einmal ein großer Wurf gelang mit dem wertvollsten schillernden Dramatoman „Frau Sorge“. Die Bühnenwirkung der Sudermannschen Schau- spiele beruht zum großen Teil auf dem geschickten Aufbau und der glänzenden Technik. „Das Glück im Winkel“ gehört zu den am meisten gespielten Stücken und ist so gewis- sermaßen eine Art von Klassiker geworden. Die folgende kurze Inhaltsangabe hier nur auf die wesentlichen Punkte der Theatergeschichte vorzuführen:

Rektor Wiedemann hat nach mancherlei Gemanen- den glücklicherweise die Mittelklasse ergriffen und ist Rektor einer dreiklassigen Mittelschule in einer Kreisstadt geworden. Seine erste Frau war früh und hinterließ ihm eine blinde Tochter und zwei Knaben. Seine zweite Frau, Elisabeth, die zwanzig Jahre jünger ist als er, war lange auf dem Mittelwege des Freiwillen von Wiedemann als Freundin und Beschäftigterin der Frau von Wiedemann, ehe sie den auf dem Gute hängig zu Gott weilenden Rektor heiratete. Sie nahm ihn, um den Nachstellungen des Freiwillen, welchen sie nicht, zu entgehen. Elisabeth Wiedemann fühlte, daß sie ihn nicht als blinde geiratete hatte und auch Elisabeth sich darüber klar war, daß der alternde Wiedemann ihr nicht das sein konnte, was sie sich erträumt, hatten sie doch beide ein fittes Glück im Winkel aufgefunden. Er läte das Samenform in die Herzen seiner Schüler; sie pflegte ihre Eltern, namentlich das 15-jährige blinde Mädchen und brachte so den Sonnenschein in das Schulhaus. Er befürchtete sie mit seinen Anträgen und herbei Wiedemann erweis seiner Güter als Pächter zu übernehmen in der Erwartung, Elisabeth dann nahe zu sein. Als Wiedemann zulagte will Elisabeth nichts leise das Haus verlassen um ihre Lebensqualen durch einen Sprung in Weier ein Ende zu bereiten. Wiedemann, der sie bei diesem Vor- haben überredet, littet sie in einer erschütternden Szene um Waffnung, infolge dessen Elisabeth ihm gesteht, daß sie übermüde vor dem Neuen steht, vor dem sie vor Jahren geflohen. Als ihr Mann Wiedemann erzählt, daß er seiner Zeit um ihre Hand angehalten um ihre Ehre zu retten, weil er geglaubt, sie sei von Wiedemann verführt und verheiratet worden, rührt sie der Gelmut ihres Wortes, daß sie ihrem Mann, in den Tod zu gehen, anhebt, umsonst ihr Wiede- mann verspricht, am nächsten Tage sämtliche Verbindungen mit Wiedemann zu lösen. Sie bleibt also und ist zur Freude aller auch weiterhin der Sonnenschein im fittes Glück im Winkel.

